



Nummer  
Montag,

125.

26. Mai 1817.

### I m M o n d s c h e i n .

Ach Mondschein ist ein kühles Zelt,  
Hoch an dem Himmel aufgestellt  
Und weit in blauen Lüften.  
Und der das Zelt hat ausgespannt,  
Des Nam' ist herrlich dort genannt  
In goldnen Sternenschriften.

Ach Mondschein ist ein stilles Haus,  
Wer drinnen wohnt, will nicht heraus,  
Als könnt' er sich nicht trennen.  
Mit Träumen ist es ausgeschmückt,  
Mit Geistern, die kein Körper drückt  
Und doch die Menschen kennen.

Ach Mondschein ist ein weiches Moos,  
Wo sich die Seele bandenlos  
Ergießt ins schön're Leben,  
Wo kein Gewand sie hält und preßt,  
Wenn sie die Flügel schlagen läßt,  
Die sich zum Himmel heben.

Doch kenn' ich noch ein kühl'res Zelt  
Und stiller noch ein Haus bestellt,  
Ein Bett' von weich'rem Moose.  
Ob Mondschein auch es nicht berührt,  
Kein Sternlein das Gewölbe ziert,  
Das Lager keine Rose.

Doch wo nicht bange Träume weh'n,  
Wo Engel auch mit Flügeln sieh'n,  
Die Menschen zu empfangen,  
Und wenn sie bang' und furchtsam sind,  
Sie freundlich trösten und geschwind  
Erquickten Stirn' und Wangen.

Ach! wen der laute Tag bedrängt,  
Der Sonne Gluth die Flügel fengt,  
Ihr Strahl das Auge blendet;  
Der trete hin zum Mondeslicht,  
Das sanfter mit dem Menschen spricht  
Und seine Stunden wendet.

Das wie ein Vorhof offen steht,  
Durch den man hin zur Pforte geht,  
Wo Ruhe wird dem Müden.  
Wo hoch herab die Liebeshand  
Ihn kühlte von heißem Sonnenbrand  
Mit weißen Himmelsblüthen.

Friedrich Kuhn.

### D i e B e t t e .

Eine Erzählung von A. Schreiber.

Der Major von Ellern hatte in den ersten Feldzügen gegen die französische Republik, mit Auszeichnung, unter den Truppen eines deutschen Fürsten gedient. In einem Gefechte erhielt er mehrere Wun-

den, die ihn nöthigten, seinen Abschied zu nehmen. Er zog sich auf ein Gut am Rheine zurück, welches ihm durch Erbschaft zugefallen war. Das Gut lag in einer herrlichen Gegend, und der Ertrag desselben reichte hin, zum anständigen Unterhalt einer Familie. Aber es wurde von einem reichen Verwandten des Majors angesprochen, und der Prozeß darüber dauerte bereits einige Jahre. Herr von Ellern entschloß sich, seinem Gegner einen Vergleich vorzuschlagen, und da er in solchem Falle mehr auf mündliche als schriftliche Unterhandlungen hielt, so machte er ihm einen Besuch.

Der Bergrath Walden, so hieß der Gegner, wohnte in einem Bergstädtchen, zehn Meilen von dem Gute des Herrn von Ellern. Er war kein unbilliger Mann, aber von einem unbeugsamen Starrsinn, und wollte nie Unrecht haben. Einer Bitte mochte er nicht leicht widerstehen; desto weniger gab er auf Gründe, mit denen seine Eigenliebe nicht einverstanden war. Im Besitze eines großen Vermögens kümmerte er sich wenig um Verhältnisse und Förmlichkeiten; allein bei allem Derben seiner Außenseite übte er eine Menge Wohlthaten und war überall der Erste, wo es Hilfe in Noth galt, wenn nicht etwa sein Eigensinn dazwischen kam. Er war Wittwer und Vater von zwei Töchtern, von denen die älteste bereits ihr neunzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Theodora, so hieß das Mädchen, war schön und verständig; sie besaß jene natürliche Anmuth, welche das Herz im Augenblicke gewinnt und durch keine Kunst ersetzt werden mag. In dem Gebirgsstädtchen, wo sie aufgewachsen war, erhielt sie sich eine gewisse Einfachheit in ihrem Thun und Wesen, doch fern von allem Rohen und Gemeinen. Die Klarheit und Bestimmtheit in ihren Ansichten und Aeußerungen zeigten von Sinn und Charakter, und ob sie gleich von dem Eigensinne ihres Vaters selbst nicht ganz frei war, bewies sie doch immer gegen ihn eine liebevolle Nachgiebigkeit.

Der Bergrath wurde durch die Ankunft des Majors nicht wenig überrascht, aber mit der freundlichsten Miene von der Welt setzte er alsbald das ganze Haus in Bewegung, um für die Bequemlichkeit seines Gastes zu sorgen. Er führte ihn in den Garten, wo unter einer alten Linde ein Tisch mit Bänken stand, ließ Wein dahin bringen, vom besten seines reich gefüllten Kellers, und man sah ihm an, daß seine Fröhlichkeit so recht aus dem Herzen kam. Der Major berührte die Absicht seines Besuches, und im Augenblicke war die gute Laune des Bergraths ver-

schwunden. „Sie haben Unrecht, Vetter, rief er mit aufglühendem Gesicht, Sie haben Unrecht, das Gut gehört mir von Gott und Rechts wegen.“ Er bewies nun mit Gründen und Flüssen die Nichtigkeit des Testaments, durch welches der Major in den Besitz gekommen, vergaß aber doch nicht, seinem Gegner fleißig zuzusprechen und zuzutrinken. Herr v. Ellern, der ein Mann von Mäßigung war, hielt es am rathsamsten, den ersten Sturm verbrausen zu lassen, und als eben Theodora herbei kam, und den Major fragte, ob er vielleicht gewohnt sey, des Abends Thee zu trinken, so ergriff dieser die Gelegenheit, klopfte dem Bergrath auf die Schulter und sagte: „Vetter, die Sache ist allerdings uneben, allein ich bin just deswegen hier, um sie eben zu machen, doch wollen wir uns nicht gleich den ersten Abend verderben. Morgen mehr davon. Sehen Sie nur das liebe fromme Gesicht ihrer Tochter — sie kommt mir vor, wie ein Friedensengel, darum Friede!“ mit diesen Worten ergriff er das Glas, und stieß mit dem Bergrath an. Dieser gerieth ein wenig aus seiner Fassung, und so ungern er den Strom seiner Bewegungen gehemmt sehen mochte, so überwältigte ihn doch sein besseres Gefühl; er erwiederte das Anklagen mit einem Lächeln, welches sich wie ein Sonnenblick aus Wolken hervordrängte, und sagte: „Ja, ja, meine Dora ist ein gutes, verständiges Mädchen, manchmal hat sie sogar den Verstand für mich.“

Theodora gerieth ob dieser Lobeserhebung in sichtbare Verlegenheit — sie trat zu einem Kofenstock, brach einige Knospen ab, und verlor sich hierauf in einem Bogengange. „Vetter, sagte der Major etwas leise: Vetter, da fällt mir ein Mittel ein, unsern Prozeß auf die beste Weise zu endigen, und ohne daß die Gerichte nur einen Heller dabei verdienen sollen.“ Der Bergrath sah den Major mit großen Augen an.

Sie haben da eine Tochter, fuhr dieser fort; das Gut sey ihre Morgengabe, unter der Bedingung, daß mein Sohn der Bräutigam ist.

Dem Bergrath schien dieser Vorschlag nicht übel zu gefallen, und als er hörte, daß der junge Ellern sich hauptsächlich mit Berg- und Hüttenkunde beschäftigte, und auch bereits eine Anstellung in diesem Zweige der Verwaltung erhalten habe, so war seine Zustimmung bald gewonnen. Nur über einen Punkt forderte er noch Beruhigung. „Meine Dora, sagte er, ist ein Mädchen, und ein hübsches Mädchen, wenn sie aber auch häßlich wäre, so würde sie doch einen

hübschen Mann haben wollen. Ihr Sohn, Better, darf sich doch sehen lassen?"

Urtheilen Sie selbst, versetzte der Major, und zog ein Miniaturportrait hervor. Dieß ist das Bildniß meines Sohnes, setzte er hinzu, und es ist wahrlich nicht geschmeichelt.

Das Gesicht gefällt mir, rief der Bergrath; es ist eins von den Gesichtern, mit denen man im ersten Augenblick Freundschaft machen möchte. Mild und männlich zugleich! — Aber meine Dora darf das Bild noch nicht zu sehen bekommen. Ich halte im Grunde blutwenig auf Portraitsheirathen! Das Bild ist doch immer ein fremdes, und dieses Fremde drängt sich dann in der Ehe zwischen ein, und die Weiber sind ohnedies zum Götzendienste geneigt.

Sie haben Recht, erwiederte der Major; bei der größten Ähnlichkeit hat das Bild doch auch immer Unähnliches, denn es giebt nur den allgemeinen Begriff der Gestalt und des Charakters. Ist das Herz einmal davon bestochen, so wird die kleinste Abweichung in der Wirklichkeit gefährlich. Uebrigens, fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen fort, kann ich Sie, was die Sitten und den Charakter meines Sohnes betrifft, vollkommen beruhigen. Er hat die strengsten Begriffe von Ehre und Recht, und verbindet mit einem ruhigen klaren Blick ein sehr reges Gefühl.

Die Sache war jetzt zwischen den Vätern abgethan, und Theodora, als sie den Vorschlag hörte, empfand zwar ein gewaltiges Herzpochen, doch fühlte sie eben keine Abneigung zu der Verbindung mit einem jungen, liebenswürdigen Manne, denn daß Ernst von Ellern ihr gefallen werde, betheuerte ihr Vater mit einem Schwur. Sie hatte nie geliebt, wenn man nicht ein flüchtiges Wohlgefallen, wobei die Ruhe des Gemüths keineswegs gefährdet ist, Liebe nennen will. Unter den jungen Männern des Städtchens und der Nachbarschaft waren einige recht liebliche Gesichter, aber ihnen fehlte gerade das, wodurch das sinn- und gemüthvolle Weib am gewaltigsten ergriffen zu werden pflegt, die männliche Sicherheit und Gediegenheit, in welchen sich die höhere Willens- und Geisteskraft bewährt.

Nach einem Aufenthalte von drei Tagen kehrte der Major wieder auf sein Gut zurück. Es war vorher verabredet worden, der junge Ellern sollte, sobald es seine Dienstverhältnisse gestatteten, um Theodorens Hand selbst werden, und dann bei dem Verlöbniße der Tag der Trauung festgesetzt werden.

Einige Wochen gingen hin, ohne daß der Major Nachricht von sich gegeben hätte. Theodora befand

sich in einer fortwährenden Gemüthsunruhe, und wie willig auch ihre Einbildungskraft war, die nahe Zukunft mit den blendendsten Farben auszumalen, so trat doch jeden Augenblick die Besorgniß dazwischen, und machte Einwendung gegen die Richtigkeit der Zeichnung; die Liebe erwachte in dem Herzen des Mädchens, da sie jedoch ihren Gegenstand noch nicht kannte, so zog sie sich immer wieder schüchtern zurück in sich selbst, gleich dem ausbrechenden Weilchen, welches statt des Frühlings noch die rauhen Lüfte von den Schneebergen findet. Endlich kam ein Brief von dem Major mit der Nachricht, sein Sohn werde in wenigen Tagen zu der Verlobung kommen. Der Bergrath mußte eine kleine Geschäftsreise machen, welche sich nicht aufschieben ließ. Er versprach jedoch, sie nach Möglichkeit abzukürzen, und meinte übrigens, da die jungen Leute sich noch ganz fremd wären, so würde es die Annäherung um vieles erleichtern, wenn sie die ersten Tage sich selbst überlassen blieben. Theodora hatte freilich eine andere Meinung, und ihr bangte wirklich vor der ersten Zusammenkunft mit dem unbekanntem Bräutigam.

(Die Fortsetzung folgt.)

### U n a g r a m m.

Durch viel Geräusch wird mein Entstehn verkündet;  
Doch wartet mein ein herbes Mißgeschick,  
Da stets den sichern Tod die Mutter findet  
In meines Lebens erstem Augenblick.

Raum seh' ich's Licht, so wird es mir entzogen  
Im Kerker, wo kein Sonnenstrahl hinblickt,  
Mit meinem Häuschen werd' ich dann gewogen  
Und weit oft in die Welt hinaus geschickt.

Wird man der Haft mich irgendwo entlassen,  
Gewiß ist dann mein letztes Stündchen da.  
Oft muß im Flammentode ich erblaffen  
Und oft zur Speise man mich auserfah.

Kommt man gewaltsam noch mich umzudrehen?  
Nun wohl, den heil'gen Vätern sey's geklagt,  
Die gleiches Namens dann mit mir entstehen,  
Von denen mehr uns die Geschichte sagt.

W. Proj.

Auflösung des Charaden-Quartetts  
in No. 125  
E n g e l l ä n d e r.

# Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Chronik der Königl. Schaubühne zu Dresden.

Correspondenz-Nachrichten.

Am 11. Mai. Zum erstenmale: Das Mädchen aus der Fremde, Orig. Lustspiel in 2 Akten von E. Willig. Der Titel führt etwas irre, belustigt aber eben deshalb. Man glaubt er stehe in Bezug auf das herrliche Gedicht Schillers, welches gleiche Ueberschrift trägt, und zu einem zartgehaltenen Drama wohl auch einen köstlichen Stoff böte. Dieß Mädchen ist aber hier ein kleines Wesen von 10 Jahren, das ein junger Offizier als Töke mit aus dem Felde bringt, und durch seine Geliebte neckt, indem er ihr dieses ohne nähere Bezeichnung in einem Briefe als ein Mädchen ankündigt, das immer um ihn sey, ihm die müßigen Stunden vertriebe, das er küsse, das er sehr liebe u. s. w. Darüber geräth der Geliebten Vater mit dem Vater des Offiziers in Streit und Duell, das sich aber schnell friedlich endet, und auch der böse Traum des Mädchens ist bald durch ein schönes Erwachen belohnt. Zwischen durch treibt sich noch ein Prätendent auf des Mädchens Hand, dessen Name, Baron v. Hopfenfack, schon seine bäuerische Art und Weise ankündet, und eine böse Stiefmama, die bei der Gutmüthigkeit des Vaters das Regiment im Hause führt. Stoff genug, um für zwei kleine Akte recht gemüthliche Erheiterung zu verschaffen. Und so ward auch vom Publikum diese anspruchlose Kleinigkeit aufgenommen, welcher der Wohlklang der wirklich meistens recht gut gearbeiteten Alexandriner noch einen neuen Reiz verlieh. Nur die Scene zwischen dem Hrn. v. Narbach und seinem Reitknecht vor dem Duell hätten wir theils als müßig, theils wegen des ohne Noth so ganz gemein und niedrig geschilderten Sinns des Bedienten wohl wegge wünscht, so wie wir überhaupt glauben, daß das Stück gewinnen würde, zöge man es in Einen Akt zusammen. E. Willig ist ein angenommener Name, und wie wir gehört haben, hat dieses artige Vorspiel einen wackern dramatischen Künstler zum Verfasser, der selbst in einer Rolle darin sich vielen Beifall erwarb. Dieß galt überhaupt von dem Spiele des ganzen Personals.

Hierauf folgte, ebenfalls zum erstenmale: Das Lotterielos, Singspiel in 1 Akte, die Musik von Fouard. Mad. Grünbaum gab die Adele, H. Grünbaum den Blinville zur Gastrolle. Das kleine Singspiel selbst ist ächt französisch, leicht und freundlich gehalten, ohne daß man es übrigens mit Charakteristik und was darauf Bezug hat, zu genau nehmen müsse. Besonders gewinnt es gegen den Schluß an Lebendigkeit, und die Scene, wo das Kammermädchen, welches im Lotto — denn das Stück sollte eigentlich die Lottonummern heißen — dieselben Nummern als ihre Herrschaft besetzt hat, entdeckt, daß letztere mit diesen Nummern eine Quateme, sie aber nicht gewann, wodurch denn die Entwicklung herbeigeführt wird, ist wahrhaft belustigend. Die Musik ist leicht und angenehm. Höchst erfreulich war es aber dem Publikum, daß Mad. Grünbaum in der Arie: „Rein, ich singe nicht, mein Herr u. s. w.“, den ganzen Zauber ihrer Stimme in den reizvollsten Modulationen und wundervollsten Verwebungen entfalten konnte. Enthusiastischer Beifall ward ihr dafür zu Theil. Gleichen hätte sie für die treffliche Romanze: „Wohl hatt' ich Recht, den Jungling stets zu meiden u. s. w.“ verdient, die sie mit unnennbarem Wohlklänge in den seelenvollgehaltensten Tönen sang, aber man begnügte sich mit stiller Bewunderung.

Sämmtliche Mitspielende, Herr Grünbaum als Blinville, durch lebendiges Spiel, Dem. E. Zucker als Adele, durch wackern begleitenden Gesang, und Herr Meßner als Jackson, durch recht ergötzliche und den Charakter nicht überschreitende Komik, trugen zum Gelingen des Ganzen bei.

Eh. Hell.

Hamburg, den 15. April 1817.

Sie fordern mich auf, mein theurer Freund, Ihnen das Nähere über die vom Hrn. Dr. Stierling bei uns angekündigten „Vorlesungen über den thierischen Magnetismus“ zu schreiben. Leider ist das Nähere, was ich über diesen Gegenstand Ihnen mittheilen kann — ganz gegen unsere beiderseitigen Erwartungen — weder etwas die Wissenschaft Förderndes, noch für die Humanität Ersprießliches, denn diese Vorlesungen, von welchen das bessere und gebildete Publikum mit Recht so viel Interessantes erwartete, sind gar nicht zu Stande gekommen. Handwerksneid und Unwissenheit haben sich dem Bemühen des Hrn. Dr. Stierling's in ihrer ganzen Rohheit entgegengestellt, und nur die vorzügliche Achtung, welche würdige Männer und Frauen diesem so anspruchlosen als wissenschaftlichen Arzte widmen, kann ihm Ersatz gewähren für sehlgeschlagene Hoffnungen und schmerzliche Erfahrungen. Kaum hatte Hr. Dr. Stierling das Programm zu seinen Vorlesungen drucken lassen, und einen Aufsatz über diesen Gegenstand hier in die hiesigen wöchentlichen Nachrichten abgefaßt, als ein anonymer Geselle in einem barbarisch geschriebenen Aufsätze, der mit den lächerlichsten Sprachschneidern verbrämt war, plump und hämisch wie ein zweiter Thersites seine sogenannten Ansichten über Magnetismus zum Besten gab, und sich dabei gegen Hrn. Dr. Stierling in eine Lage brachte, der nicht unähnlich, in welcher sich einst ein Athenischer Pfastertreter gegen den Aristides befand. Dieser un deutsche und ungelehrte Anonymus (denn so müßte man ihn nennen, und hätte er auch ein Viertel Jahrhundert auf Akademien zugebracht) noch nicht zufrieden, schon in dem Angriffe auf Hrn. Stierling sich in seiner eben nicht reizenden Blöße gezeigt zu haben, setzt durch sein Urtheil über die bekannte Schrift über den Magnetismus des berühmten Stieglis in Hannover, seiner Keckheit gleichsam die Krone auf. Dieser Aufsatz blieb nicht ohne Beantwortung (die er jedoch nicht verdiente) und es wird dem Anonymus bedeutet, daß es nicht gut möglich sey als Schriftsteller aufzutreten, ohne sich mindestens mit den Regeln der Muttersprache bekannt gemacht zu haben. Doch genug von dieser Misere. Der Ruf des verdienstvollen Stierling kann durch solche Angriffe nicht gefährdet werden, und hätte nur nicht das allerdings etwas zu hoch angesetzte Honorar (2 Friedrichsd'or für 12 Vorlesungen) die allgemeinere Theilnahme an diesen Vorlesungen behindert, so würde Hr. Stierling bald erfahren haben, daß das Gute in Hamburg nicht durch bodenloses Geschwätz eines frechen Anonymus unterdrückt werden könne.

Glücklicher als Hr. Stierling war der berühmte Dr. Ehladny, der jetzt bei uns verweilt, und dem es gelungen ist 12 Vorlesungen über die Neustik und über die vom Himmel gefallenen Massen zu Stande zu bringen. Zu seiner Zeit das Nähere über diese Vorlesungen, deren Interesse für ein gemischtes Auditorium mir jedoch sehr zweifelhaft scheint, da die Gegenstände derselben gewisse Vorkenntnisse in Anspruch nehmen, die nur bei einer gelehrten Bildung vorauszusetzen sind.

Erlauben Sie mir jetzt, aus dem Gebiete des Wissenschaftlichen auf das befreundete der Kunst überzuschießen. Gewiß hat der Ruf Ihnen schon manches Rühmliche von unserer Arachne-David, einer Meisterin in der Stickmalerei, verkündigt. Hier etc. was über ihre neueste Arbeit.

(Der Beichluß folgt.)